

welche Rolle hat das kleine Buch gespielt, in das er Notizen machte! Dank für die Förderung junger Menschen, für die Diakonie zum Lebensprojekt geworden ist.

Michael Schibilsky hat die Theologie als Lebenskunst verstanden und betrieben. Wie in jeder Kunst vermischen sich hier transitive und reflexive Züge. Wichtig ist aber, hier komme ich auf den Anfang zurück, dass in der Kunst die verschiedenen Momente zusammen gebracht werden, ohne Reduktionen vorzunehmen. Darin steckt etwas Offenes, Unverfügbares, weil das Ganze nicht durch Abstraktion oder Beherrschung erzeugt wird, sondern selbst überzeugen muss. Allein die Lebensdienlichkeit der Theologie kann sie zu einer überzeugenden Kunst machen.

Michael Schibilsky lebte aus der Kunst – ich verstehe sie nochmals als Selbstzeugnis – „sein eigenes Leben, unser gemeinsames Leben nicht aus uns selbst heraus zu verstehen, sondern aus der Verheißung und Selbstoffenbarung Gottes.“<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Schibilsky / Zitt 2004, 11.

## Kommunikative Kompetenz in der Mitte des Alltags

Michael Schibilskys Impulse für die evangelische Publizistik

Roland Rosenstock

Als Michael Schibilsky von der Leitungsverantwortung eines landeskirchlichen Medienverbandes im Frühjahr 1996 auf den Lehrstuhl für Praktische Theologie wechselte, wählte er „Diakoniewissenschaft“ und „Evangelische Publizistik“ als Schwerpunkte für seine universitäre Arbeit. Weil die Kommunikation des Evangeliums im Wesentlichen öffentlich erfolgt, verstand Schibilsky Evangelische Publizistik als Teil des Verkündigungsauftrages der Kirche. Diesen Auftrag medial zu reflektieren, war ein wichtiges Anliegen seiner Münchner Zeit. Seine Anstöße zur Medienhomiletik, seine Teilnahme an den Entscheidungen auf dem Feld der Printpublizistik, und die wissenschaftliche Begleitung des Projektes „Vernetzte Kirche“ haben wichtige Impulse gesetzt. Dass praktisch-theologische Theoriebildung heute nicht mehr ohne fundierte kommunikationswissenschaftliche Kenntnisse auskommt, das ist – neben der Erlanger Schule um Bernhard Klaus, Gerhard Meier-Reutti und Johanna Haberer – auch dem umfangreichen Wirken von Michael Schibilsky zu verdanken. Ihm ging es dabei um die Sinndeutungsfunktion der Medien und die Selbstverständlichkeit ihrer alltäglichen Kommunikationsangebote, die selbst Formen religiöser Kommunikation annehmen.

Die Kultur des Lehrens und Lernens, die sich um ihn herum entwickelte, war

durch eine dreifache Wertschätzung geprägt: *Wertschätzung* für biografische Erfahrung, die ihren Ausdruck in einer intensiven Erzählkultur fand; *Wertschätzung* für eine Theorie-Praxis-Reflexion, die sich mit größtem Engagement aktuellen Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft stellte, und *Wertschätzung* für den Ort des wissenschaftlichen Forschens und Lehrens: die Theologische Fakultät in München und die bayerische Landeskirche. Am Lehrstuhl entwickelte sich eine eigene Kommunikationskultur, die wissenschaftlichen Diskurs aus einem dialogischen Prozess heraus verstand und hohe Anziehungskraft entwickelte.

## I. Mut zum Alltäglichen, oder: Blätter aus der Provinz

Schibilsky konnte selbst auf eine Fülle von publizistischen Erfahrungen zurückgreifen. Als Schüler war er freier Mitarbeiter bei der „Neuen Westfälischen“ gewesen, einer sozialdemokratischen Tageszeitung in Bielefeld. Hier absolvierte er nach dem Abitur auch ein einjähriges Zeitungsvolontariat. Während seines Theologiestudiums in Bethel und Münster übernahm er als leitender Redakteur der „Blätter“ Verantwortung für eine autonome kulturpolitische Zeitschrift. Hier lernte er den alltäglichen Kampf um die Pressefreiheit nach außen und nach innen, für die er sich auch innerhalb der evangelischen Publizistik einsetzte.

Einen Querschnitt aus den 221 Ausgaben der 25 Jahre alten Zeitschrift nahm Schibilsky 1975 zum Anlass, „Ein Lesebuch aus dem Alltag irgendwo in Westdeutschland“ herauszugeben.<sup>1</sup> Bereits in diesem frühen Buch erscheint der „normale Alltag“ als Zielpunkt publizistischer Arbeit und die mühsame Arbeit in den Entscheidungsgremien als notwendige Voraussetzung für Veränderungen.

„Provinzialismus – das ist das Thema dieses Buches. [...] Aber wenn Provinz eben der normale Alltag ist, die kleine Umwelt mit ihren kleinen, bedeutungslosen Problemen, dann kennzeichnet sie nichts Unbedeutenderes als den unmittelbaren Lebensraum von über achtzig Prozent der bundesrepublikanischen Bevölkerung; das, was engagierte Intellektuelle gern als Basis bezeichnen, aber doch am liebsten ignorieren, statt sich auf Konflikte unmittelbar vor Ort, in der kleinen Stadt, in der unscheinbaren Bürgerinitiative, in einer unbedeutenden Unterausschuß-Sitzung des Rates, in Leserbrief-Kontroversen im Lokalblättchen, bei kommunalpolitischen Diskussionen in Bürgerversammlungen einzulassen [...] Unbequem zu sein, das bedeutet in der großen Welt Originalität, Persönlichkeit, Aufmerksamkeit. In der Provinz erntet man für unbequeme Äußerungen allenfalls eisiges Schweigen, bösen Spott, verletzende Angriffe oder kalte Gleichgültigkeit. Und nirgendwo ist unbequemes Verhalten, der Mut zur Unangepasstheit so nötig wie gerade in der Provinz.“<sup>2</sup>

Während seines Studiums in Münster besuchte Schibilsky Veranstaltungen bei Dr. Gerhard E. Stoll, der am Institut für Publizistik einen Lehrauftrag für religiöse Publizistik inne hatte. Stoll legte, in Anlehnung an seinen Lehrer Henk Prakke, in den sechziger Jahren die Grundlagen für eine funktionale Reli-

<sup>1</sup> Michael Schibilsky: Blätter aus der Provinz. Ein Lesebuch aus dem Alltag irgendwo in Westdeutschland 1950–1975. Bielefeld 1975.

<sup>2</sup> A a.O., 9.

gionspublizistik.<sup>3</sup> Das Evangelisches Zeitschriftenarchiv (EZA) ermöglichte pressegeschichtliche Medienforschung.

Im Jahr 1993 wurde Schibilsky als Direktor des Evangelischen Presseverbandes für Westfalen und Lippe (EPWL) Nachfolger Stolls. Als Vorsitzender des bundesweiten Zusammenschlusses der evangelischen Presse- und Medienverbände war es sein Anliegen, das publizistische und protestantische Profil einer ungebundenen Verbandsarbeit zu schärfen.<sup>4</sup>

Schibilsky plädierte für die klare Trennung einer an kirchenamtliche Interessen gebundenen Öffentlichkeitsarbeit und einer ungebundenen, kritischen Publizistik, die den protestantischen Freiheitsgedanken verkörpert und auch einlöst.<sup>5</sup> Die wechselvolle Geschichte des Protestantismus in Deutschland hatte gezeigt, dass immer wieder der Versuch unternommen worden war, die evangelische Printpublizistik von Seiten der Kirchenleitungen oder des diktatorischen Staates zu instrumentalisieren oder zu sanktionieren. Schibilsky war der Überzeugung, die Deutungskompetenz für die Wahrnehmung der Entwicklungen innerhalb von Kirche und Gesellschaft dürfe nicht denen überlassen werden, die sie selbst hervorbringen.<sup>6</sup>

Für ihn war es das Kriterium der Glaubwürdigkeit, das ihn so vehement für eine innere und äußere publizistische Freiheit eintreten ließ, die sich eher an den Alltagserfahrungen der Menschen als am Selbstdarstellungsbedürfnis von kirchenleitenden Persönlichkeiten orientiert.

„Es gibt eine unheilvolle Neigung in der verfassten Kirche, in Krisenzeiten Zuflucht zu den verkehrten Mitteln zu nehmen: Vermeidung von Kritik, Neigung zur positiven Selbstdarstellung und Hang zum frommen Schein. In seiner Geschichte aber bekennt sich der Protestantismus zur öffentlichen und veröffentlichten Kritik, zur dialogischen Urteilsbildung, zur geschwisterlichen Kontroverskultur. Publizistik gehört zum unentbehrlichen Handwerkszeug auf dem Weg zur Erneuerung der Kirche.“<sup>7</sup>

Eine Theologie, die den Alltag als zentralen Begriff einer Theorie kirchlicher Praxis verstand, lernte Schibilsky durch Ernst Lange kennen. Auch für die Publizistik ist es alltägliche Grundaufgabe, die Wirklichkeit auf der Seite der Adressaten einzuschätzen, mit dem Ziel, deren Lebenswissen mit dem Evangelium in Beziehung zu setzen.

<sup>3</sup> Vgl. Gerhard E. Stoll: Zwischen Zeitung und Traktat. Evangelische Religionspublizistik, hg. v. Friedrich Schwanecke, Bielefeld 1995.

<sup>4</sup> Zur Entstehung und zum Selbstverständnis einer Berufstypologie evangelischer Journalisten vgl. Michael Schibilsky / Roland Rosenstock: Journalismus als Beruf, in: Frank-Michael Kuhlemann / Hans-Walter Schmuhl (Hg.): Beruf und Religion im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 2003, 277–294.

<sup>5</sup> Vgl. Roland Rosenstock: Evangelische Presse im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2002.

<sup>6</sup> Vgl. dazu Roland Rosenstock: Deutungskompetenz – Ein „kleiner historischer Streifzug“ zu einem umstrittenen Thema – In memoriam Prof. Michael Schibilsky, in: Evangelische Publizistik. Zukunftswerkstatt Kirchenpresse, epd-dokumentation 19 (2005), 25–36.

<sup>7</sup> Michael Schibilsky: Evangelische Publizistik hat Perspektive, in: Stoll 1995, 207.

## II. Antritt: Sieben Vorbehalte als theologisches Programm

Bis in die 1990er Jahre hinein tat sich die praktisch-theologische Theoriebildung schwer, Religionspublizistik als ein selbständiges Handlungsfeld anzusehen. Überhaupt spielte die medial vermittelte Kommunikation eher eine untergeordnete Rolle. Selbst Theorieentwürfe, die sich der „Sinnsuche“ und „Lebensdeutung“ des modernen Menschen zuwandten, meinten ohne eine Analyse der lebensbegleitenden und sinnstiftenden Funktion der Medien auszukommen. Auch die theologische Erörterung der eigenen Publizistik blieb aus, obwohl der steigenden kirchlichen Medienproduktion eine desillusionierende Medienrezeption entgegen stand. Verantwortliche in kirchlichen Leitungsorganen nahmen gern eine „Opferrolle“ ein, obwohl sie durch das Drittsenderecht der Kirchen, ihre Präsenz in den Aufsichtsorganen von Sendeanstalten, den Hang zur Personalisierung von gesellschaftlichen Diskursen und eine regelmäßige publizistische Wahrnehmung aufgrund des christlich geprägten Jahreskreises noch eine bevorzugte Stellung vor allen anderen gesellschaftlichen Organisationen und Gruppen einnahmen.<sup>8</sup>

Am 30. Januar 1997 hielt Michael Schibilsky seine Antrittsvorlesung zum Thema „Kirche in der Mediengesellschaft“.<sup>9</sup> Dabei ging er auf das jeweilige Selbstbild und Fremdbild von Theologie und Journalismus ein. Die wechselseitige, oft unbehagliche Fremdheit von Journalisten und Theologen führte er auf die Ähnlichkeit der Aufgabenstellung und die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Überzeugungssysteme zurück: Beide leisteten Wirklichkeitshermeneutik, dabei setzen die einen auf Unterhaltung und Information, die anderen auf letztgültige Wahrhaftigkeit.

„Tatsächlich konkurrieren Medien auf widersprüchliche Weise auch mit der Sinndeutungsfunktion von Religion und Wissenschaft, allerdings mit genau entgegengesetzten Mitteln: nicht mit der Abstraktion, sondern mit der Konkretion; nicht mit dem Anspruch auf Verobjektivierung, sondern mit radikaler Personalisierung; nicht mit Komplexitätssteigerung, sondern mit Elementarisierung. Im Ergebnis behaupten Medien dann, ähnliches geleistet zu haben wie Wissenschaft: Erhellung und Durchdringung von Wirklichkeit.“<sup>10</sup>

Programmatisch benannte er sieben Vorbehalte der Theologie gegenüber den Medien, die er sodann aus publizistischer Sicht analysierte und – auch in seiner eigenen weiteren Arbeit – als Herausforderung für die praktisch-theologische Theoriebildung aufnahm.

1. Vorbehalt: *Aktualität und Globalisierung* der Medien führten aus Sicht der

<sup>8</sup> Vgl. dazu die Stellungnahmen in der Plenardebatte der EKD-Synode in Suhl, die sich mit den „Chancen und Risiken der Mediengesellschaft“ beschäftigte: Kirchenamt der EKD (Hg.): Suhl 1992 – Berichte über die dritte Tagung der achten Synode der EKD vom. 1.–6. 11. 1992, Hannover 1993.

<sup>9</sup> Vgl. Michael Schibilsky: Kirche in der Mediengesellschaft, in: Reiner Preul / Reinhard Schmidt-Rost (Hg.): Kirche und Medien, Gütersloh 2000, 51–71. Im Gegensatz zu dem Theorieentwurf seines Münchner Kollegen Wolfgang Steck hielt Schibilsky an der „Kirche“ als zentraler Form des neuzeitlichen Christentums fest. Deshalb verstand Schibilsky sein Engagement in kirchlichen Gremien – in Anlehnung an Schleiermachers Verständnis von Kirchenleitung – auch als eine wichtige Tätigkeit des Hochschullehrers und des ungebundenen Publizisten.

<sup>10</sup> A a O., 52f.

Theologie zu einer Kultur der Ungeduld. Wer die Aktualität zum obersten Auswahlkriterium erhebe, sei der Vergangenheit gegenüber eher gleichgültig eingestellt und gegenüber der Zukunft eher skeptisch. Schibilsky erinnert jedoch an die homiletische Reflexion des jungen Karl Barth:

Er „war fortan darauf bedacht, die Bibel nicht ohne die Zeitung, mithin die christliche Wahrheit nicht ohne ihren jeweiligen Zeitbezug zur Geltung zu bringen“.<sup>11</sup>

Schibilsky war Anfang der neunziger Jahre drei Jahre lang Sprecher des „Wort zum Sonntag“. Er stellte sich ein „Wort zum Sonntag“ Team vor, das *live* sprechen und auf aktuelle Ereignisse eingehen konnte. Das hätte aber einen Abschied von der Konserve bedeutet, also von Sendungen, die bereits mehrere Tage vor der Ausstrahlung aufgezeichnet wurden.

2. Vorbehalt: Die *Ereignisfixiertheit medialer Wahrnehmungsinstrumente* reduziere Kirche und Theologie auf Personen und Konflikte. Doch gebe es in den Medien auch die entgegengesetzte Entwicklung: Die zunehmende Differenzierung von Sendergruppen in mediale Teilwelten mit ihrer klaren Milieu- und Zielgruppenbindung biete auch Kirche und Theologie neue Chancen.<sup>12</sup>

Gegen die Ereignisfixiertheit medialer Wahrnehmungsprozesse gab Schibilsky der Evangelischen Pressegeschichte neue Impulse.<sup>13</sup> Er erreichte nach schwierigen Verhandlungen, dass das Evangelische Zeitschriften-Archiv (EZA) von Münster in das zweite Untergeschoß der Schellingstraße in München umzog. Das Evangelische Pressearchiv (epa), wie es heute heißt, umfasst die ganz Breite evangelischer Zeitschriften und Zeitungen seit 1848. Auch die Kleinpulblizistik und die so genannte „graue Literatur“ stellen wichtige Dokumente dar; sie spiegeln mit ihrer Milieuverhaftung und Zielgruppenorientierung den Alltag der meisten Christinnen und Christen wieder. Ein wichtiger Schwerpunkt der Forschungsarbeit ist heute die evangelische Printpublizistik auf dem Gebiet der ehemaligen DDR.

Als Beispiel sei auf die Diplomarbeit der Münchner Kommunikationswissenschaftlerin Marlies Reisenauer verwiesen: Sie untersucht die Verbotsmaßnahmen gegenüber der evangelischen Kirchenpresse in den Jahren 1988/89. Die Zensurvorgänge, darunter auch besondere Formen der Bildzensur, sind eindrucksvoll rekonstruiert worden.<sup>14</sup>

3. Vorbehalt: Die *Innovationsgeschwindigkeit* der Medientechnologien führten zu einer nur noch schwer zu kalkulierenden Irrtumswahrscheinlichkeit. Forderte die Einführung des dualen Systems im Jahr 1984 dazu heraus, sich auf die Deregulierung und Angebotsexplosion im Bereich der Radio- und Fernsehprogramme einzulassen, so stellten die Entwicklungen im Bereich der digitalen Kommunikation Kirche und Theologie vor neue Herausforderungen.

<sup>11</sup> A.a.O., 58.

<sup>12</sup> Die gute Entwicklung von Radio Paradiso in Berlin, Bibel-TV und die jüngste Beteiligung der Evangelischen Kirchen in Baden-Württemberg bei dem wertorientierten Familienfernsehen „bw family tv“ weisen in diese Richtung.

<sup>13</sup> Vgl. zuletzt: Michael Schibilsky / Roland Rosenstock: Artikel: Zeitschriften, Theologische, TRE Bd. 36 (2004), 615-625

<sup>14</sup> Vgl. Marlies Reisenauer: Kampfplatz Kirchenpresse, Diplomarbeit, München 2003.

„Ich verrate gewiss keine Geheimnisse, wenn ich feststelle, dass die Innovation der Kommunikationstechnologien an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in München nicht mit oberster Priorität bedacht worden ist, im Unterschied zu manchen kirchlichen Einrichtungen. Dagegen nutzen die Studentinnen und Studenten mit großer Selbstverständlichkeit digitalisierte Kommunikation und Recherchemöglichkeiten als alltägliches Handwerkszeug. Hier lernen manchmal Lehrende von Lernenden“.<sup>15</sup>

In München fand Schibilsky die mediale Ausstattung der siebziger Jahre vor. Die Fakultät stand vor der Herausforderung der medialen Vernetzung, die zu einer grundlegenden Veränderung der Arbeitsplätze führte. Nach anfänglich erheblichen Widerständen gelang es Schibilsky, diesen Prozess als Internetbeauftragter der Fakultät zu gestalten. Für seine eigene Forschungsarbeit war die Nutzung der Neuen Medien unerlässlich. In der Hochschuldidaktik entwickelte er multimediale Lehrformen, die auch das visuelle Lernen förderten. Auch der Internetauftritt der Fakultät und die Öffentlichkeitsarbeit wurden an seinem Lehrstuhl verankert.<sup>16</sup>

4. Vorbehalt: Der *Zusammenhang von Ökonomie und publizistischer Macht* erweise sich als undurchschaubar. Die fortschreitende, grenzüberschreitende Kommerzialisierung der Massenmedien führe dazu, dass Kommunikation, Information, Unterhaltung, Bildung und Meinungsäußerung zu einem bezahlten Produkt geworden sei. Schibilsky gestand selbstkritisch ein, dass die theologische Reflexion einer Medienethik, die auch die Gesetzmäßigkeiten von der Medienproduktion und -distribution in ihre Überlegungen einbeziehen müsse, noch in den Kinderschuhen stecke.

„Medienethik wäre eine gesellschaftsdiakonische Dienstleistung, die Theologie und Kirche in der Mediengesellschaft gemeinsam zu leisten hätten. Dabei geht Medienethik über den engeren Rahmen einer Entscheidungshilfe für medienpolitische Entwicklungen deutlich hinaus zu einer Theorie kommunikativen Handelns in der Mediengesellschaft. Dazu muß der protestantische Beitrag noch deutlicher akzentuiert werden“.<sup>17</sup>

Bereits der erste Band der von Schibilsky herausgegebenen Reihe „Christliche Publizistik“ versuchte, Grundlagen für eine theologische „Medienethik“ zu formulieren. In der Festschrift für den ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden Manfred Kock kommen politische, kirchenleitende, kommunikationswissenschaftliche und theologische Stimmen zu Wort, die sich den umfangreichen Fragen der Medienethik zuwenden.<sup>18</sup>

5. Vorbehalt: Der Trend zur *Unterhaltung und Boulevardisierung* verwandle selbst ernsteste Themen in Infotainment. Schibilsky sah die Risiken der Bloßstellung und der Entwürdigung des Menschen sehr deutlich, aber er lehnte den einseitigen rein pejorativen Gebrauch des Wortes „Unterhaltung“ ab. Un-

<sup>15</sup> Schibilsky 2000, 60f.

<sup>16</sup> Als die Theologische Fakultät selbst mit der Schlagzeile „Der faulste Professor Deutschlands“ in die crossmediale Verwertung von der Bild-Zeitung bis zu den ZDF-Nachrichten kam, war es seinem besonnenen Krisenmanagement zu verdanken, dass ein größerer Schaden für die Fakultät abgewandt wurde. Mit dem Leporello „Theologie studieren in München“ legte er erstmals ein Konzept für eine professionelle Zielgruppenwerbung vor, wie sie heute zum festen Bestandteil der Theologischen Fakultäten gehört.

<sup>17</sup> Schibilsky 2000, 64.

<sup>18</sup> Vgl. Christian Dräger / Nikolaus Schneider (Hg.): Medienethik, Stuttgart 2001 (Christliche Publizistik; Bd. 1)

terhaltung hat für ihn auch eine dialogische, nutritive und zeitverkürzende Dimension (Manfred Josuttis), kann als Delektation verstanden werden, als subjektive Aktivität des Rezipienten (Thomas Hausmanninger) oder als Beobachtung zweiter Ordnung (Niklas Luhmann).

„Es geht um konsequente Adressatenorientierung und Vermittlungsfähigkeit von Erkenntnissen, Nachrichten oder Botschaften. Von den Massenmedien können Theologie und Kirche lernen, was zur Herstellung der Reziprozität der Perspektiven auch für andere Kommunikationsvorgänge bedeutsam ist.“<sup>19</sup>

In seiner Homiletik, die er in Anlehnung an Ernst Lange als Kommunikation des christlichen Wirklichkeitsverständnisses unter den Bedingungen der Mediengesellschaft verstand, spielte die Berücksichtigung medialer Ereignisse eine große Rolle – nicht nur für die Wahrnehmung des Hörenden. Schibilsky forderte die Theologen auf, von der Sprache der Journalisten zu lernen. Deshalb arbeitete er mit erfahrenen Medienrhetorikern wie dem SWR-Journalisten Mark Kleber zusammen, um Studierende einzuüben, ihre Texte für das gesprochene Wort zu schreiben.

Auch in Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Presseverband in Bayern wurden Theologiestudierende durch Grundkurse in Journalismus, Öffentlichkeitsarbeit und den Neuen Medien für die Aufgaben der Gemeindepublizistik und der Mediendidaktik vorbereitet.

6. Vorbehalt: *Manipulation und Willkür* stellten die Glaubwürdigkeit der Medien in Frage. Schibilsky wies darauf hin, dass der Rezipient selbst den Medien eine alltagsdeutende Funktion zuweist. Sie begleiten den Alltag auch dort, wo traditionell die Religion anzutreffen war. Religion und Medien konkurrieren miteinander.

„Der professionelle Anspruch der Medien ist ähnlich dem, was in der Pastoraltheologie Lebensbegleitung genannt wird. [...] Alles, was wir wissen, wissen wir heutzutage mehrheitlich aus den Medien. Sie sind zur Selbstverständlichkeit alltäglicher Kommunikation geworden.“<sup>20</sup>

Die Orientierungsfunktion der Medien hat bei vielen Menschen die kirchliche Strukturierung des Alltags abgelöst. Medien konstruieren alltägliche Erfahrungen von Sinn, strukturieren Tageszeit, deuten Wirklichkeit, trösten und vermitteln Beheimatung. Wie sie dies tun und damit eine Alltagsrelevanz gewinnen, davon kann praktische Theoriebildung – auch in kritischer Abgrenzung – lernen.

In seinen Beiträgen zur Kasualtheorie beschrieb Schibilsky die Inszenierung von Showformaten wie „Traumhochzeit“ oder die Rituale medial vermittelter Liturgien wie bei den Beerdigungszereemonien von öffentlichen Persönlichkeiten wie Lady Diana.<sup>21</sup>

7. Vorbehalt: Das *Bilderverbot*, das gespannte Verhältnis zur Faszination der Betrachtung und der medialen Realitätsillusion. Dieser Vorbehalt trifft die

<sup>19</sup> Schibilsky 2000, 65.

<sup>20</sup> A. a. O., 68.

<sup>21</sup> Vgl. *Michael Schibilsky: Kasualien in der Mediengesellschaft. Anmerkungen zu den Beobachtungen von Jo Reichertz zur „Traumhochzeit“* PTh 88 (1999), 16–23; ders.: *Rituale in der Volkskirche*, PrTh 33 (1998), 94–109.

Medien um so härter, als sie durch visuelle Bilderwelten, durch Anschauung überzeugen.

Schibilsky sah in der Möglichkeit der Bildinszenierungen und der digitalen Bildherstellung bzw. -veränderung eine Verwischung der Grenzen von Fakten und Fiktionen. Umso mehr wird die Wahrhaftigkeit nicht nur zu einer Schlüsselfrage der journalistischen Profession, sondern stellt auch neue Anforderungen an den Betrachter. Als Kernfrage stellte sich für ihn heraus, in welchem Verhältnis die mediale Wahrheit zur Frage nach der Wahrheit des Evangeliums steht.

„Der Protestantismus bleibt auch in der Zukunft dem Wort näher als dem Bild. Das bedeutet jedoch keine Radikalverweigerung gegenüber Visualisierungen – aber doch die Fähigkeit zur Auswahl, zur Distanz und zur Kritik.“<sup>22</sup>

### III. Vernetzte Kirche; oder: Herausforderungen für die Zukunft

Schibilsky forderte einen neuen publizistischen Gesamtplan für den ganzen Bereich der Evangelischen Kirche, der nicht nur einseitig die Strategien der publizistischen Macher in den Kirchenleitungen oder des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik (GEP) berücksichtigte.

Ein wichtiger erster Schritt in diese Richtung sollte die „Zukunftswerkstatt Printpublizistik“ sein, die Michael Schibilsky zusammen mit Johanna Haberer anregte.<sup>23</sup> An der Tagung, die im September 2004 in Berlin stattfand, konnte er aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr teilnehmen.<sup>24</sup> Sie schrieb als gemeinsamen Konsens ein zukunftsweisendes Drei-Säulen Modell für die evangelische Presse fest: Das Monatsmagazin „zeitzeichen“ richtet sich als kirchenpolitisch unabhängiges Fachmagazin an die protestantischen Führungspersönlichkeiten in der Gesellschaft.<sup>25</sup> Das Supplement „Chrismon“ vermittelt die evangelische Sicht der Wirklichkeit an eine breit gestreute, vor allem kirchlich distanzierte Zielgruppe. Es nutzt dabei das publizistische Mittel der Personalisierung von Themenstellungen durch kirchliche Leitungspersönlichkeiten. Die Kirchengebietspublizistik richtet sich an die Gruppe der haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden sowie an engagierte Ge-

<sup>22</sup> Schibilsky 2000, 69.

<sup>23</sup> Ziel war es auch, Urteilskriterien für die EKD Synode im November 2004 zu formulieren, bei der über die Weiterführung des Monatsmagazins „chrismon“ entschieden wurde. Als Ergebnis der Tagung kann festgehalten werden, dass diese Weiterführung als dritte Säule sinnvoll ist, das Konzept von chrismon-plus aber aus wirtschaftlichen und publizistischen Gründen nicht weiter geführt werden soll. Dass die landeskirchlichen Entwicklungen im Rheinland und in Hannover dennoch am chrismon-plus Modell festhalten, kann nur befremden.

<sup>24</sup> Die Tagungsbeiträge sind nachzulesen unter Evangelische Publizistik Zukunftswerkstatt Kirchenpresse, epd-Dokumentation 19 (2005).

<sup>25</sup> Zur Fusion dreier konfessionell geprägter Zeitschriften, die im Jahr 2000 zu der Neukonzeption der protestantischen Führungszeitschrift „zeitzeichen“ führte vgl. *Michael Schibilsky: Zeitzeichen. Zur Entwicklung einer gemeinsamen evangelischen Monatszeitschrift*, in: *Informationes Theologiae Europae*, Frankfurt/M. u. a. 2002, 233–252.

meindglieder, die an der Entwicklung der evangelischen Kirche interessiert sind. Sie wirkt als Bindekraft und tritt der innerkirchlichen Entsolidarisierung entgegen.<sup>26</sup> Im Sinne von Schibilsky gilt es nun, diesen Konsens in der publizistischen Alltagsarbeit auch umzusetzen.

Die Auswertung des Projektes der „Vernetzten Kirche“, dessen wissenschaftliche Begleitung Schibilsky in München übernommen hatte, erlebte er nicht mehr. Auf der Augsburger Konsultation wurde sein Beitrag zum theologischen Nachdenken über die Bedeutung von Intranet und Internet für die alltägliche Arbeit der Kirche besonders hervorgehoben.<sup>27</sup>

Ein persönliches Wort zum Schluss: Es war der gewöhnliche Alltag der Menschen, den Michael Schibilsky in die Mitte seines praktisch-theologischen Denkens stellte. Und es ist auch – neben vielen wichtigen Impulsen, die Michael gesetzt hat – der ganz gewöhnliche Alltag, in dem er uns heute besonders fehlt.

<sup>26</sup> Schibilsky befürwortete das Konzept einer gemeinsamen „Evangelischen Zeitung“ dessen Umsetzung noch aussteht.

<sup>27</sup> Vgl. Thomas Zeilinger: Zusammenbringen, was zusammengehört. Das Projekt Vernetzte Kirche vermittelt Impulse auch über Bayern hinaus, in: *nachrichten* 11 (2005), 337–339. Vgl. im selben Heft auch meinen Beitrag: Ekklesiologie und Netztheorie. Computernetze als Herausforderung für Kirche und Theologie, a. a. O., 340–344.

## Biografisch predigen

Michael Schibilsky als Homilet und Homiletiker

Gerald Kretzschmar / Traugott Roser

Michael Schibilsky beabsichtigte, sowohl seine Predigtpraxis als auch seine Predigttheorie im Rahmen einer Buchveröffentlichung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der im Entstehen begriffene Band sollte den Titel „Biografisch predigen“ tragen und in der Reihe „Christentum heute“ beim Kohlhammer Verlag erscheinen. Wie bei den meisten seiner Forschungs- und Publikationsprojekte pflegte er auch in diesem Fall einen dialogischen Schaffensprozess. Die Autoren dieses Beitrags zählten zu den Dialogpartnern, die Schibilsky bei der Arbeit an seinem Predigtband begleiten konnten. Nach seinem Tod bleibt dieses Vorhaben unabgeschlossen. Daher wollen die folgenden Ausführungen dem Gedenken an Michael Schibilsky dienen, indem sie wesentliche Facetten aufzeigen, die ihn als *Homilet* und *Homiletiker* auszeichnen haben.

## I. Michael Schibilsky als Homiletiker – Eine Theorieskizze

### 1. Theologie als Lebenskunst

Unter diese Überschrift hat Michael Schibilsky sein Theologieverständnis gestellt.<sup>1</sup> Es erhebt den Anspruch, die „Kraft biblischer Grundüberzeugung für die Lebensführung der neuzeitlichen Gesellschaftsmitglieder fruchtbar zu machen“.<sup>2</sup> Der Erkenntnisweg der Theologie beginnt – als „rückhaltlose Analyse“<sup>3</sup> – im gelebten alltäglichen Leben. Konkret heißt das: Das Leben der Menschen „anhören, ihre Seele wahrnehmen, wirtschaftliche, politische und religiöse Konflikte wahrnehmen“.<sup>4</sup> Erst dann folgt die Konfrontation dieser Wahrnehmungen mit „theoretischer Analyse und mit biblischen Glaubens- und Wissensbeständen“.<sup>5</sup> Auf diese Weise wird die Theologie in die Lage versetzt, Bezüge zwischen dem Leben der Menschen und biblischen Grundüberzeugungen herzustellen.

Schibilskys Entscheidung, den Erkenntnisweg der Theologie als Lebenskunst im gelebten Leben beginnen zu lassen, verlangt seinerseits eine theologische Begründung. Es ist die Selbstentäußerung Gottes, aus der die „Einzigartigkeit der Menschenwürde, die Geschöpflichkeit des Menschen“ und somit „das Leben selber als Mittelpunkt von theologischer Deutkunst“<sup>6</sup> resultiere. Gott selber hat sich „in seinem Sohn eine erzählbare und erinnerungsfähige Lebensgeschichte als Gewand von sinnhaftem Weltverstehen gegeben“.<sup>7</sup> Auf dieser Grundlage versteht Schibilsky die Individualisierung nicht als neuzeitliche Mangelerscheinung, „sondern als Ausgestaltung der von Gott gegebenen Freiheitstradition“.<sup>8</sup> Die menschliche Biografie – Gottes, der in Jesus Christus Mensch geworden ist wie jedes Menschen als Geschöpf Gottes – wird zum Medium einer „demütigen Theologie“: Sie „ist gerade nicht herablassend, sondern dem Leben zugewandt. Sie schenkt dem Alltag des Menschen und seiner Lebensgeschichte diejenige Aufmerksamkeit, die Gott ihr mit seiner eigenen Niedrigkeit [...] erwiesen hat“.<sup>9</sup>

### 2. Biografie als homiletische Kategorie

Um die Konturen von Michael Schibilskys Predigttheorie nachzuzeichnen, bietet sich das Gespräch mit Ernst Lange an.<sup>10</sup> Sein Verdienst ist es, nach einer

<sup>1</sup> Vgl. *Michael Schibilsky: Lebensbegleitung und Lebenskunst. Gute Theologie muss im Alltag und bei der Biografie der Menschen ansetzen*, in: *ZZ* 4 (2003), 38–40.

<sup>2</sup> A. a. O., 38.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> A. a. O., 39.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> A. a. O., 40.

<sup>7</sup> Ebd.

<sup>8</sup> A. a. O., 39.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Zur Predigttheorie Ernst Langes vgl. *Volker Drehsen: Predigtmeditation im homiletischen Verfahren*: Ernst Lange, in: *Christian Albrecht / Martin Weeber* (Hg.): *Klassiker der protestantischen*